

# Die hohe Kunst des Flickens

## Zum Handwerk der Rastelbinder und Topfflicker

Einen alltäglichen Gebrauchsgegenstand nach einer Beschädigung, einem technischen Defekt oder dem Verschleiß ersetzbarer Teile wieder instandzusetzen, kommt heute kaum noch jemand in den Sinn. Einerseits wird es immer schwieriger, einen Handwerks- oder Dienstleistungsbetrieb zu finden, der Schuhe flickt oder ein elektrisches Haushaltsgerät repariert, andererseits übersteigen die Kosten häufig den Wert des Objektes, so daß sich eine Reparatur nicht mehr lohnt. Hinzu kommt als dritter und wichtigster Aspekt die geringe Wertschätzung einfacher Gebrauchsgüter, die aufgrund des überreichen Angebots leicht durch neue ersetzbar sind. Mit dem wachsenden Wohlstand breiter Gesellschaftsschichten insbesondere seit dem Zweiten Weltkrieg ist das schnelle Konsumieren von Gebrauchsgütern zum Kennzeichen der gegenwärtigen »Wegwerfgesellschaft« geworden. Durch diese Entwicklung sind etablierte Gewerbe wie die »Flickschusterei«, vor allem aber die ambulanten Handwerke völlig verschwunden. Zu diesen ausgestorbenen Berufen zählen neben dem Scherenschleifer auch die umherziehenden und ihre vielfältigen Kenntnisse zur Reparatur von Haushaltsgeräten anbietenden Kesselflicker und die »Rastelbinder«, auch »Topfflechter« oder »Hafenbinder« genannt, die bis weit in das 20. Jahrhundert hinein eine wichtige Aufgabe erfüllten.

Die Reparatur angeschlagener Gefäße aus Keramik, aber auch aus Metall oder Holz durch Handwerker ist in schriftlichen Quellen seit dem 14. Jahrhundert belegt. In bürgerlichen und bürgerlichen Haushalten wurden keramische Gefäße zum Kochen und Backen, in der Milchwirtschaft, für die Vorratshaltung sowie beim Essen und Trinken wesentlich häufiger eingesetzt, als dies heute der Fall ist. Durch den multifunktionalen Gebrauch von Keramik ergaben sich auch die vielseitigen Aufgaben der Rastelbinder, wie an vier Objekte aus der Volkskundlichen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums gezeigt werden kann.

Der kleine Topf mit der gelben Glasur und braunen Streifen stammt vermutlich aus dem 19. Jahrhundert und wurde in dem sächsischen Töpferort Kohren-Salis hergestellt. Er diente als Essensträger, um z.B. eine Mahlzeit zu einem auf dem Feld arbeitenden Bauern zu bringen. Durch den vorhandenen Riß wäre der Henkel bei der weiteren Benutzung bald abgebrochen und der auch als »Henkelbraut« bezeichnete Topf unbrauchbar geworden, so daß er mit einem Drahtgeflecht umwunden wurde. Zusätzlich zu dieser Technik verwendete der Rastelbinder auch eine »Umfangsbinding«, indem er einen Ring um dem Gefäßbrand legte, um das Drahtgeflecht am Henkel daran zu befestigen. Diese in einfacher Technik aus-

geführte Reparatur deutet auf die grundsätzlich andere Einstellung der Menschen gegenüber Alltagsobjekten – gerade wenn sie beschädigt waren – im Gegensatz zu heute hin. Dabei ist im konkreten Fall nicht bekannt, ob dies allein aus Sparsamkeit oder aus Armut geschah. Der Erwerb eines neuen Henkeltopfes dürfte keinen großen finanziellen Aufwand erfordert haben, und doch versuchte man durch die Einbindung des Henkels die Gebrauchsdauer des Gefäßes zu verlängern.

Die Frage der Reparaturwürdigkeit stellt sich aus heutiger Sicht noch deutlicher bei der großen Kugelbauchkanne aus grau-blauem salzglasierten Steinzeug, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts im Westwald hergestellt wurde. Gefäße aus Steinzeug waren aufgrund der spezifischen Eigenschaften des Materials – Wasserundurchlässigkeit des Scherbens, große Härte und Stoßfestigkeit, Resistenz gegen chemische Verbindungen aller Art – sehr geschätzt. Solche Kannen wurden häufig zum Auschenken von Flüssigkeiten, vor allem von Wein, benutzt. Beim Gebrauch erlitt die Kugelbauchkanne mit dem großen Hirschmotiv einen starken Stoß, so daß der Korpus vom Hals bis zum Fuß gerissen ist. Außerdem platzten innen Stücke des Scherbens ab und es entstanden drei kleine, eng beieinanderliegende Löcher. Damit war das Gefäß zwar nicht mehr dicht und hatte sei-

\*)  
Diese »Flickwerke« werden im Februar in der Eingangshalle in den Blickpunkt gerückt

ne spezielle Funktion eingebüßt, aber es wurde dennoch aufwendig repariert, um weiterhin als Behältnis dienen zu können. Die drei Löcher verschloß der Rastelbinder mit einem rechteckigen dunkelbraunen Eisenblech, das er mit einer pechartigen Substanz aufklebte. Zur Festigung des angeschlagenen Gefäßkörpers und zum Schutz vor weiteren Beschädigungen ist die Kanne mit einem eng anliegenden Netz aus geflochtenem Draht,

einer sog. »Netzbindung«, umgeben. Das Netz mit einer durchschnittlichen Maschenweite von 5 x 5 cm umschließt den Boden und den Korpus bis zum Henkelansatz auf Schulterhöhe. Dort ist auch der Draht befestigt. Die völlige Einbindung eines Gefäßes in ein Drahtnetz entspricht einer häufig geübten Praxis, wobei die Festigkeit und die engen Maschen des Netzes bei der Kugelbauchkanne von der sehr sorgfältigen Arbeit des Rastel-

binders zeugen. Auf den fortgesetzten Gebrauch der Kanne nach der Reparatur deutet auch das kleine Loch an der unteren Schmalseite des aufgelegten Bleches hin, das an dieser Stelle durchgerostet ist.

War bei der Kugelbauchkanne die Wiederherstellung der Funktion als Gebrauchsgefäß ohne Rücksicht auf das optische Erscheinungsbild für die Entscheidung zur aufwendigen und mit Kosten verbundenen Reparatur maßgeblich, so galt

es bei dem stark beschädigten Teller aus Fayence, die Flickungen auf der Schauseite nicht erkennbar werden zu lassen. Der aus dem 18. Jahrhundert stammende Teller entspricht in Form und Dekor den in reichen bäuerlichen und bürgerlichen Haushalten Nordeutschlands häufig vorkommenden Tellern und Platten in Art der Delfter Fayencen, die auch unter dem Aspekt der Repräsentation in Tellerborden, auf Anrichten, auf Schränken oder

Einhängetopf mit Blechboden, glasierte Irdenware, Thurnau oder Trechtlingen, Anfang 20. Jahrhundert, Inv.Nr. BA 2685;  
Fayence-Teller, Herkunft unbestimmt, 18. Jahrhundert, Inv.Nr. Kling 11602; Essensträger, glasierte Irdenware, Kohren-Salis, 19. Jahrhundert, Inv.Nr. VK 791;  
Kugelbauchkanne, grau-blaues, salzglasiertes Steinzeug, Westerwald, Mitte 18. Jahrhundert, Inv.Nr. VK 643.





an der Wand deutlich sichtbar aufbewahrt wurden. An dem Übergang vom Spiegel zur Wandung weist der Teller einen feinen umlaufenden Riß auf und die Fahne ist zweifach ausgebrochen. Zur Sicherung des Tellers und zur Montage der beiden großen Scherben mit glatter Bruchkante wendete der Handwerker die Klammertechnik an. Dabei wird der Scherben für jede Klammer an zwei Stellen mit dem Drillbohrer durchbohrt, um dann den Draht hindurchziehen und die Enden fest miteinander verdrehen zu können. Bei dem Fayence-Teller ging der Topfflicker aber geschickter vor, indem er stark kupferhaltige Metallklammern benutzte und sie auf der Rückseite des Tellers in die kleinen Bohrlöcher einsetzte. Über die insgesamt 23 Klammern goß er Blei oder eine Legierung aus Blei und Zinn, um sie zu festigen und die Fugen und Bohrlöcher zu schließen. Abdrücke von Gewebestrukturen im Blei weisen daraufhin, daß die Klammerungen nach dem Aufgießen nochmals mit einem Stofflappen angedrückt wurden. Die auf der Schaumseite des Tellers überstehenden Enden der Klammern konnten mit einer Zange direkt an der Telleroberfläche abgekniffen und evtl. restliche Überstände abgefeilt werden. Obwohl die kleinen grauen Punkte bei der reichen Bemalung kaum sichtbar sind, wurden sie mit blauer Farbe retuschiert. Durch die Klammerbindung sitzen die

Westerwälder Kugelbauchkanne mit Bleiflickung und Netzbindung aus Draht

beiden ausgebrochenen Scherben wieder fest in der Fahne und bereits aus einer geringen Distanz ist die Reparatur kaum mehr sichtbar.

Das Beispiel des bereits zerscherbten und wieder hergestellten Fayence-Tellers zeigt anschaulich die hohe Wertschätzung, die diesem Objekt entgegengebracht wurde, obwohl die Schäden nicht völlig zu kaschieren waren. Auf einem hohen Schrank stehend erfüllte er aber auch in diesem Zustand weiterhin die Funktion, die guten wirtschaftlichen Verhältnisse des Eigentümers zu dokumentieren.

Zur Arbeit der Topfflicker und Rastelbinder gehörte aber nicht nur das Flickern beschädigter Gefäße, sondern auch das vorbeugende Einbinden mit Draht. Milchschüsseln und Backformen wurden des intensiven Gebrauchs wegen auf Wunsch der Besitzer häufig unter dem Gefäßrand mit einer Umfangsbindung umgeben, Kannen und Krüge banden die Rastelbinder in ein Drahtnetz zum Schutz vor Stößen ein. Die zahlreichen, in verschiedenen Sammlungen erhaltenen unbeschädigten und offenbar prophylaktisch eingebundenen oder »eingestrickten« Gefäße deuten darauf hin, daß diese Arbeit noch vor dem Verkauf an den Töpferorten selbst erfolgte. Bisher ist über eine direkte Zusammenarbeit von Töpfern und Rastelbindern noch nichts bekannt, doch ist z.B. an Rillen an den Rändern von Schüsseln und ähnlichen Gefäßen erkennbar, daß bei der Formgebung auf der Drehscheibe bereits an die Möglichkeit einer Reparatur gedacht wurde.

Eine solche Abstimmung der Arbeit von Töpfern und Rastelbindern belegt auch der Einhängetopf mit einem zusätzlichen äußeren Blechboden.

Vorbild für das Gefäß aus Irdenware mit honiggelber Innenglasur und dunkelbrauner Außenglasur sind eiserne Einhängetöpfe mit den charakteristischen, im unteren Drittel des Gefäßes angebrachten breiten, umlaufenden Einhängerring für Herde mit einer Kochplatte und mehreren, mit Ringen zu verschließenden Öffnungen. So konnte man den Topf entweder auf die Herdplatte stellen, um darin zu kochen und zu braten, oder ihn bei abgenommenen Ringen in die Öffnung der Herdplatte einhängen und den Inhalt unmittelbar über der Flamme erhitzen. Vergleichbare Einhängetöpfe wurden u.a. in Thurnau/Oberfranken und in Treuchtlingen/Mittelfranken aus Irdenware hergestellt und weisen an dem breiten Einhängerring stets mehrere kleine Löcher auf, die der Töpfer bereits vor dem Brennen angebracht hat. Durch diese Öffnungen zog der Rastelbinder später die Drähte, um zum Schutz des Topfbodens vor zu großer Hitze den zusätzlichen Blechboden daran zu befestigen. Mehrere Einhängetöpfe in verschiedenen Sammlungen mit identischen Blechböden lassen vermuten, daß diese Schutzvorrichtung vor dem Verkauf serienmäßig angebracht wurde.

Für ihre Arbeit benötigten die meist als Wanderhandwerker umherziehenden Rastelbinder keine feste Werkstatt, sondern nur wenige Handwerksgeräte, die sie immer bei sich



Klammerbindung auf der Rückseite des Fayence-Tellers

tragen konnten. Ein Bild von Georg Sömmers aus dem Jahr 1842 in den Staatlichen Kunstsammlungen Kassel zeigt einen Topfbinder aus Brotterode in Thüringen bei der Rast. Als Zeichen seines Berufes trägt er um dem Hals eine Rolle Draht, sein wichtigstes Arbeitsmaterial. Ein kleiner Topf mit Netzbindung zeigt sein Können, während sich die Werkzeuge, zu denen Drillbohrer, Blechschere, Hammer, Ahle, Handamboß, Flach- und Beißzangen sowie Locheisen gehören, in der Umhängetasche befinden.

Trotz der wichtigen Funktion ihrer Arbeit war die soziale Stellung der Topfflicker und Rastelbinder sehr niedrig. Sie mußten sich stets mühsam ihre Kundschaft suchen, von Haus zu Haus ziehen und zugleich auch als Tagelöhner, Wandermusikanten oder Scheurenschleifer arbeiten, um einen ausreichenden Verdienst zu finden. Die Entlohnung für ihre Arbeit dürfte gering gewesen

sein, so daß sie auch mit Fertigerzeugnissen aus Draht wie Mausefallen, kleinen Körben usw. handelten. In Süddeutschland waren zumeist wandernde Handwerker aus Slowakei unterwegs, die im Herbst in ihre Heimatdörfer zurückkehrten.

Über die Lebensverhältnisse der wandernden Handwerker und ihre Techniken liegen nur wenige schriftliche Quellen vor, die bisher lediglich ein sehr lückenhaftes Bild ergeben. Auch die von ihnen reparierten oder vorsorglich mit Schutzvorrichtungen versehenen Objekte erfreuten sich in öffentlichen Sammlungen wie bei privaten Sammlern keiner großen Aufmerksamkeit und wurden erst in den letzten Jahrzehnten stärker beachtet. Ähnlich wie beim Umschneiden oder Auftragen unmoderner gewordener Kleidungsstücke belegen die kunstvoll geflickten Keramiken einen wesentlich sorgsameren Um-

gang mit Gebrauchssubjekten, als dies gegenwärtig trotz knapper werdender Ressourcen und eines gewachsenen Umweltbewußtseins der Fall ist. Diese Sparsamkeit wird häufig durch die individuelle wirtschaftliche Situation begründet gewesen sein, doch ist die möglichst lange Benutzung der Gegenstände, ihre Reparatur, der evtl. Wechsel der Funktion wie auch die Weiterverwendung des Materials nicht allein durch Armut und Not zu erklären. Als wichtige Dokumente der Alltagskultur zeigen die Arbeiten der Rastelbinder, daß die elementaren Bedürfnisse der Menschen weniger von ästhetischen Vorstellungen geprägt waren, sondern daß funktionale Aspekte im Vordergrund standen.

*Martin Kügler*